

Markus Bundi

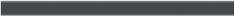
Der Junge, der den
Hauptbahnhof Zürich
in die Luft sprengte

Erzählungen

LESEPROBE

SEPTIME

Verlag und Autor danken der Stadt Baden
und der Gemeinde Wettingen für die Unterstützung
bei der Drucklegung dieses Werks.


STADT BADEN

 **wettingen**
stern an der limmat



© 2020, Septime Verlag, Wien
Alle Rechte vorbehalten.

Lektorat: Gudrun Schury
Umschlag und Satz: Jürgen Schütz
Druck und Bindung: Christian Theiss GmbH
Printed in Austria

ISBN: 978-3-902711-89-2

www.septime-verlag.at

www.facebook.com/septimeverlag | www.twitter.com/septimeverlag

Markus Bundi

**Der Junge, der den
Hauptbahnhof Zürich
in die Luft sprengte**

Erzählungen



Inhalt

- 9 Die Einvernahme
- 17 Im Supermarkt
- 18 Der Aussetzer
- 27 Blindbewerbung
- 40 Wettbewerb
- 41 Keine Maske für niemanden
- 59 Die Zerreißprobe
- 63 Der Junge, der den Hauptbahnhof Zürich in die Luft sprengte
- 72 Ein Buckliger
- 78 Das Verschwinden der Meerjungfrauen
- 86 Ting
- 91 Der Auftrag
- 96 Brot und Spiele
- 98 Wir sind die Wandler
- 109 Gutachter und Haustier
- 112 Frühstück
- 113 Fortsetzung folgt
- 120 Alte kleine Welt
- 123 Vorhang
- 126 Rechts und links vom Jordan
- 132 Zeitweiliges Aufscheinen

Ich fürchte, wir haben eines nicht verstanden:
dass die Menschen der Geschichten wegen existieren,
nicht umgekehrt.

Jan Kjærstad

Aus dem Roman
Das Norman-Areal

Die Einvernahme

Da bin ich wieder. Also?

Das wird nicht ganz leicht. Oder es wird wie immer, so wie beim letzten Mal.

Ja, ich erinnere mich. Musste ja mal so weit kommen. Vielleicht weil ich darüber nur immer Sprüche gemacht habe. Von wegen das war im letzten Leben, oder das mache ich dann im nächsten ...

Da bin ich also wieder. Noch mache ich mir in die Hosen. Geht nicht anders. Noch nicht. Das ist selbst mir unangenehm. Spiele grad viel mit Klötzchen, das mochte ich schon immer. Die Freude daran ist noch nicht verflogen. Stürzt das Gebäude ein, schreie ich. Vielleicht nicht mehr ganz so oft. Ich weiß längst, dass das Schreien wenig hilft. Ich türme die Klötzchen immer so lange aufeinander, bis der Bau ins Wanken kommt. Und noch ein Klötzchen obendrauf. Und noch eins ... bis zum Einsturz.

Mir bleibt nicht viel Zeit, ich meine für das Wesentliche. In vier bis fünf Monaten – es wird eine Frühgeburt sein – platzt meine kleine Schwester in die Idylle, dann ist hier die Hölle los, und ich werde Mama wieder nicht davon überzeugen können, sie zurückzugeben. Was mir droht, ist aber weit schlimmer. Ich nenne es »Die Einvernahme«.

Womöglich dachte ich das schon einige Male, früher. Und dann geriet es in Vergessenheit. Mir ist, als müsste ich durch Watte

greifen, durch ein diffuses Licht im Nebel den Überblick erlangen. Als ginge ich rückwärts und vorwärts zugleich. Dabei denke ich sehr klar, weiß auch immer, wann ich träume und was ich träume. Gibt kaum etwas, das ich im Traum noch nicht ausprobiert hätte! Deswegen brauchen Kleinkinder so viel Schlaf, so ist das.

Da bin ich also wieder. Mama sitzt nebenan und trinkt Kräutertee mit ihrer Nachbarin. Sie sagt jetzt, dass mein Bauwerk eingestürzt sei, das Geschrei zum Spiel gehöre, sich aber der Burgfriede sehr bald wieder einstellen werde. Jetzt nickt sie der Nachbarin zu.

Niemals ist die Einbildungskraft des Menschen größer als bei einem Zweijährigen. Die Betonung liegt auf der Kraft, die Einbildung als solches hält ein Leben lang. Um bei meinen Nachforschungen doch noch zum Erfolg zu kommen, bilde ich mir ein, ich säße mit meinen Klötzchen und den Spielzeugautos auf einer Theaterbühne. Nirgendwo sonst werden Gedanken wie selbstverständlich laut ausgesprochen. Ich bilde mir ein geschätztes Publikum ein, das mir hilft, meine Gedanken zu bündeln ... clever, nicht? In dieser Vorstellung kann ich sprechen wie zu den besten Zeiten.

Schade, dass Papa nicht da ist! Sie sollten ihn erleben, wenn er mir die Autos erklärt. Er hat für jeden Wagen ein Geräusch. Meistens spielen wir Unfall: Paps drückt mir den Ferrari unter die Hand, nimmt den Porsche und geht auf Kollisionskurs. Er will, dass ich Ausweichmanöver übe, führt mir das auch vor, nimmt dazu noch den McLaren. »Schau, Walle, schau!«, ruft er und weicht im letzten Moment aus ...

Und plötzlich besinnt er sich. Als käme ihm in den Sinn, dass ich noch gar nichts von Autos wissen kann. Dann wird er

richtig drollig, mein Paps, nimmt einen Wagen nach dem anderen in die Hand und erklärt, wozu das Fahrzeug dient. Dann spielen wir wieder Kollision. Papa sagt beim Aufprall »zack!« oder »peng!«, und für einen Augenblick sehe ich sein Lächeln, das er sich sogleich verkneift, um mit vielen Handbewegungen und Gesichtsverzerrungen das Unglück zu beklagen.

Könnten Sie Zeugen dieser Inszenierungen werden, Ihnen kämen die Tränen! Nacheinander fahren Ambulanz und Polizei auf, zuweilen gar die Feuerwehr. Paps wendet all sein Talent auf, um die Verunfallten zu bergen, den Schaden in Grenzen zu halten, die Dinge wieder ins Lot zu bringen ...

Das war immer der wichtigste Antrieb meines Vaters, die Dinge wieder gerade zu richten. Dennoch wurde er als Versicherungsvertreter nie glücklich.

Sie haben es wohl noch nicht bemerkt, oder? Schauen Sie mal genau hin. Fällt Ihnen etwas auf? Fällt Ihnen nichts auf? Hallo?! Nein, nein, schon gut ... mir schon bewusst, dass man nicht auf fremde Hilfe hoffen soll.

Die Aufgabe ist schwierig, weiß ich. Es muss ein Wesenszug des Menschen sein: Man achtet nicht auf das, was nicht da ist. Ist das Angebot groß genug, verfällt man gar nicht auf den Gedanken, es könnte etwas fehlen. Man erfreut sich am Vorhandenen. Was ich sagen will: Ich bin ohne Schnuller aufgewachsen. Sehen Sie? Nein, Sie haben es nicht gesehen. Sie haben nicht gesehen, dass es hier weit und breit keinen Schnuller zu sehen gibt.

Bei meiner letzten Vorstellung besprach ich das mit der Ente. Sehen Sie sie? Hier auf meinem Lätzchen, abgebildet ist eine gelbe Spielzeugente. Soll mich sanft auf die Welt da draußen vorbereiten.

Doch, ich mag sie. Ich mag sie lieber als die andere Ente in der Badewanne, das Quietscheentchen. Meine Ente hier, auf dem Lätzchen, kann ich knuddeln, wie ich will, auf ihr herumkauen, sie macht keinen Mucks. Da verbannt man aufgrund kompliziertester Erziehungstheorien ein Spielzeug nach dem andern aus dem Kinderzimmer, das Quietscheentchen aber bleibt. Bleibt und richtet einen nicht mehr wieder gut zu machenden Schaden im noch feinen Gehör eines Kleinkindes an. Hätte darauf nicht längst wer kommen müssen?

Hä? Wie bitte?

Sehen Sie! Auch Sie wurden im zarten Kindesalter mit solch einem Monstrum traktiert. Nun ja, ganz so schlimm ist es vielleicht nicht. Soll ich Ihnen ein Geheimnis verraten? Davon weiß selbst meine Mutter nichts. Ja? Also. Wenn Paps mit mir allein im Bad ist, drückt er das Quietscheentchen, und dann pupst er. Manchmal geht das drei oder vier Mal hin und her. Und Vater strahlt, ist ganz bei sich, zufrieden oder sogar glücklich. Und ich strahle zurück.

Da bin ich wieder. Also? Noch läuft meine Vorstellung ... ich bitte um Entschuldigung. Wollte Ihnen ja nur ein Tänzchen vorführen, eigentlich. Die Feinmotorik lässt in diesem Alter noch zu wünschen übrig. Das Programm zwingt unsereinen früher oder später in den aufrechten Gang. So ist das. Ich kann schon stehen, kann einige Schritte gehen, wacklig zwar, aber immerhin.

Die Traumwelt ist ein zwiespältiger Trost. Aber immerhin, nicht wahr? Die Kleine vorhin, ich meine, die war schon eine Wucht – finden Sie nicht?

Ich konnte die Ereignisse übrigens nur noch bedingt steuern, ein schlechtes Zeichen, wenn einem die Dinge einfach

so widerfahren, wenn geschieht, was geschieht ... weil es geschehen muss, weil es immer wieder geschieht? Immerhin, es braucht sich niemand mehr den Kopf darüber zu zerbrechen, warum Kleinkinder mit ihren Genitalien spielen.

Wie? Sie haben nichts mitbekommen? Keine Übertragung meines Traumes? Da vergaß ich wohl, das Licht einzuschalten.

Die Entwicklung lässt sich nicht aufhalten, wie ich mich auch verstelle, die Einvernahme wird mich einholen, mich einvernehmen, so ist das. Es ist mir unmöglich, Informationen auf diesen Holzklötzen zu hinterlassen. Die Fingernägel sind viel zu weich, von der notwendigen Präzision ganz zu schweigen. Ich setze auf frühkindliche Prägungen, indem ich mich konzentriere, indem ich versuche, meine Erinnerungen über die Einvernahme hinaus weiter wirken zu lassen.

Bevor ich's vergesse: War vorhin meine Mutter hier? Das wüsste ich schon gern. Sie macht sich vornehmlich dann Sorgen, wenn ich keine Geräusche mache ... als könne mir im Schlaf etwas Ungereimtes widerfahren! Dann schaut sie kurz in mein Zimmer – um sicherzugehen, dass ich noch lebe. So sind Mütter.

Und? War sie hier? Haben Sie sie gesehen? Nein?

Das ist kein gutes Zeichen. Die Entwicklung nimmt ihren Lauf. Sophie ante portas und ich schon beinahe im sicheren Stand. Ha! Weit gefehlt ... weit gefehlt! Ich muss mich konzentrieren, den Meister-Yogi in mir befördern, sakra ... was nur, wenn sich alles wiederholt?

Ich bitte um Entschuldigung. Wenn es jetzt bei Ihnen ein wenig streng riecht, dann, ja, genau ...

Der Aussetzer

Wir waren die Chefs, und ich nehme es gleich vorweg: Ich vermisse diese Zeit.

Es waren so in etwa zwei Jahre, vielleicht auch nur eineinhalb, während derer sich alles, und ich meine: wirklich alles, was interessierte, um uns drehte. Wir waren zwischen 14 und 16 Jahre alt, das war gegen Mitte der Achtzigerjahre, und wir waren zu dritt. Ich erzähle die Geschichte jetzt, weil ich befürchte, dass sie mir allmählich abhanden kommt, denn je weiter sie von mir wegrückt, desto unglaublicher will sie mir erscheinen.

Nein, das ist nicht der Grund. Vielmehr verliere ich das Verständnis, sowohl für die Zeit als auch für uns, bald möchte ich glauben, ich bilde mir die damaligen Zustände nur noch ein. Die Erinnerung ist korrupt, ist es nicht so?

Wir waren die Chefs, unangefochten, damals.

Wir organisierten die Partys, die angesagten, uns lagen die Mädels zu Füßen. Auch das ist wahr. Wir beschafften den Alkohol und das Gras, wir klauten die Platten, und wir bekamen von der Kirche das Lokal zur Verfügung gestellt.

Wer eingeladen war, gehörte dazu, an die andern erinnere ich mich kaum.

Einer von uns entschied, wann das Licht während eines langsamen Tanzes abgedreht wurde – und wann wieder an. Wie es dazu kam, weiß ich nicht, so viel aber steht fest: Jemand muss entscheiden, jemand gibt den Ton an. Sonst findet keine Party statt, sonst findet man sich nicht ein.

Wir waren mutig genug, etwas mitgehen zu lassen, etwas anzureißen – uns im richtigen Moment vorn hinzustellen. So einfach war das? Noch bin ich mir sicher. So einfach war das, will heißen: Wir hatten richtiges Glück.

Unsere Mütter gingen mit der Zeit, hatten sich die antiautoritäre Erziehung auf die Fahnen geschrieben. Das war die Bedingung für die Möglichkeiten unseres Treibens.

Um den Verhaltensforschern von heute etwas an die Hand zu geben: Wir alle drei waren Erstgeborene, alles Jungs, versteht sich, und auch das dürfte außer Zweifel stehen: Unsere Erzeuger waren allesamt überfordert oder eben zu vielbeschäftigt, um sich einzumischen. Oder präziser: beides zugleich.

Den Eltern ging es richtig gut, nur hatten sie das selbst noch nicht bemerkt. Sie waren mit redlicher Arbeit hochgekommen, spulten aber ihr Pensum wie ehemals ab, Väter wie Mütter, arbeiteten unverdrossen weiter, häuften Überstunden und leisteten sich kaum Urlaub, beseelt von dem Gedanken, uns einmal eine bessere Zukunft zu sichern. Dabei verpassten sie die Gegenwart. Längst schon alles bestens, kein Mangel nirgends mehr, die Perspektiven ungetrübt. Das Hamsterrad eröffnet allerdings den wenigsten die Übersicht, geschweige denn einen freien Blick.

Die Eltern strampelten, und wir blickten ungläubig um uns. Das also war unser Schicksal: Die Welt stand uns offen, sie wartete auf uns, und wir nahmen die Einladung an.

Im einen Sommer waren wir in Montreux, im andern, ein Jahr darauf, in Südfrankreich, und zwar in Saintes-Maries-de-la-Mer. Die erste Reise traten wir mit zwei Mofas und einem Fahrrad an, die zweite mit der Bahn. Ich weiß, wie unglaublich das heute klingt. Dass sich drei plusminus 15-Jährige

zunächst an den Genfersee aufmachen, um dann ein Jahr später gleich am Mittelmeer anzulanden, erscheint doch eher unwahrscheinlich, um nicht zu sagen: allzu abenteuerlich, fantastisch, sprich: frei erfunden. War es aber nicht. Denn wir waren dort. Mauern oder Grenzen, die gab es nur im Kopf. In jedem Fall hatten wir für derlei Begrenzungen damals noch keinen Sinn.

Mit unseren getunten Untersätzen, einem hellblauen und einem braunen Ciao, abwechselnd den Freund auf dem Fahrrad im Schleppl, kamen wir bis Estavayer-le-Lac. Wir hatten uns ein wenig in den Distanzen verschätzt, fanden auch die Jugendherberge am See nicht, übernachteten auf dem Friedhof – und entdeckten die Ameisenstraße unter uns erst in der Morgendämmerung.

Die Wächter der Toten hatten uns über Nacht umzingelt, das denke ich heute. Damals, so vermute ich, dachten wir uns nichts dabei, schüttelten die Störenfriede ab ohne den geringsten Verdacht, die Rollen falsch verstanden zu haben. Wir waren das Triumvirat auf Durchreise, wer sich uns in den Weg stellte, wurde weggeräumt – oder ignoriert.

Später als geplant in Montreux angekommen, besuchten wir kein einziges Konzert des Jazz-Festivals. Dafür reichten unsere Mittel nicht. Das hatten wir so nicht bedacht, fanden aber stattdessen in einem der Freibäder eine andere Bühne und hielten Ausschau nach der Zehn.

Im Folgejahr stand es um unser Budget um keinen Centime besser, wir kauften den Rotwein im Plastikkanister, drei Liter aufs Mal, echter Fusel, dazu die Baguettes, stangenweise. Zwei- oder dreimal setzten wir uns hin zu einem Burger, kaum Fleisch drin, doch es waren unsere ersten Sembrötchen aus gezuckertem Teig. Lecker war's, heiß war's

in Südfrankreich, und wir teilten uns ein Fläschchen After Sun, das nach wenigen Tagen alle war. Wie die Krebse rot, so schlichen wir uns bei Sonnenuntergang seitwärts zu den Oranje-Mädels am Strand an, übten uns in Höflichkeiten, in Handgreiflichkeiten, waren im Nu wieder die Könige, auch wenn das Geld für einen Besuch in der tagsüber lautstark angepriesenen Arena nicht ausreichte. Wir ahmten die Sprecher in ihrem südfranzösischen Slang nach, trieben den stimmhaften velaren Nasal, auf den in Saintes-Maries-de-la-Mer jedes Wort endete, zur Perfektion. Das ging schnell auch ohne Vorlage, ohne die vorbeifahrenden Hinterlader, auf deren Fahrerkabine die Megaphone montiert waren, woraus diese eigentümliche Propaganda für die allabendlichen Attraktionen dröhnte.

Die Sprachbarrieren waren nur scheinbar, genau genommen gab es überhaupt keine Hindernisse, oder sie waren allein zur Überwindung hingestellt worden, um das Abenteuer einzuleiten, auf dass wir uns in aller Coolness bewährten, die Sache zu unseren Gunsten wendeten, die Erfolge in bestmöglicher Ausschmückung untereinander austauschten, uns in einem fort zu überbieten trachteten – und befeuerten. Der Reihe nach unterwarfen wir die Zigeuner, die die Gegend traditionsgemäß bevölkerten, die Touristen, die mit ihren Rucksäcken jahrein, jahraus die dortigen Strände heimsuchten, und schließlich die Einheimischen, die sich vornehmlich an die zweite Sorte hielten, in den anderen missliebige, marodierende Schmarotzer sahen, sprich Konkurrenz.

Kurzum: Wir waren die ersehnten Gäste, die Könige unter den Gästen, deren Präsenz alles und jeden überstrahlte, und keiner von uns dreien wäre auf die Idee gekommen, es könnte eines Tages nicht mehr nach diesem Muster weitergehen.

Blindbewerbung

»Es gibt keinen Anfang, mein Junge.« Das sagte Beppo zu mir, das und einiges mehr, was ich im Wortlaut nicht mehr werde wiedergeben können.

Es mutet wohl eigenartig an, wenn ich meinen Lebenslauf mit der Aussage eines anderen beginne. Doch Beppos Abgang war der Auslöser für dieses Bewerbungsschreiben. Beppo ist jetzt seit gut zwei Monaten tot. Auf den Tag kommt es nicht an, auch wenn ich kurz darauf meine Kündigung im Heim eingereicht habe. Ich hielt das Siechtum, die sich manifestierende Verwesung, plötzlich nicht mehr aus.

Die Erkenntnis, dass es keinen Anfang gebe, war der Grund dafür, dass Beppo nie etwas schriftlich festhielt, ... glaube ich. Und weil ich einer bin, der bis heute keine Bücher liest, fraß er einen Narren an mir. Ich sei das Gegenstück, auf das er ein Leben lang gewartet habe. Denn er war der verrückteste Leser von allen, ein Leser und auch ein Vorleser, wie es zu ergänzen gilt, denn ich war sein Zuhörer.

Genau genommen lässt sich nichts anfangen; die Dinge sind alle schon am Laufen. Gleichwohl fühlt es sich beim Erwachen an wie anfangen.

Ich hänge ziemlich in den Seilen, wie man so sagt, bin jetzt einer, der den Raubtieren entwachsen ist – »vergiss den Panther, vergiss den Löwen!« –, und Beppo hat mich auch gelehrt, was ein Danaer-Geschenk ist, mir vielleicht auch deshalb ein Paket

hinterlassen. Inhalt: zirka zehn Bücher, schätze ich, zu meiner Verfügung nach seinem Tod, mit dem Vermerk »Das Erbe ist spontan oder dann nach einigem Überlegen unbedingt auszuslagern.« Das Paket liegt verschlossen auf dem Küchentisch (ich trinke eben meinen Nachmittagskaffee darauf).

Als ich Beppo das erste Mal begegnete, das ist nun fünf Jahre her, wollte er wissen, woher ich komme. Da saß ein alter Mann vor mir, ein sehr alter, zerzaust und gefasst in einem, du denkst an ein Monster und siehst einen Menschen, spürst die ganze Ungeheuerlichkeit des Lebens, mächtig und ohnmächtig zugleich, auf Zuwendung angewiesen, auf dich angewiesen, einer von vielen, die in dieser Endstation ausharren, freiwillig oder unfreiwillig in dieses Pflegeheim verfrachtet worden sind, darauf wartend, dass die Luft ausgeht.

So dachte ich damals nicht, der Zynismus hatte mich noch nicht angefressen. Ich glaubte an einen Neuanfang, an eine sinnvolle Aufgabe, wie sie mir zuvor als LKW-Fahrer abhandengekommen war. Pflegling Beppo hatte mich im Nu auf seiner Seite, das war keiner von vielen; er hatte angeklopft und heftig an mir gerüttelt, als müsse ein Schlafender erwachen, als wär's höchste Zeit, dass ich zu mir komme. Doch der Reihe nach.

Die Bewilligung, einen LKW zu fahren, ist das einzige Dokument, über das ich verfüge, einmal abgesehen von meinem Pass, dem Ausweis der Krankenkasse und was einem sonst noch zur Existenzberechtigung von Staates wegen ausgehändigt wird. Eines Tages während des Militärdienstes durchgewunken, das Papier zur Berechtigung der Führung entsprechender Fahrzeuge kommentarlos angehängt bekommen, so ging das. Nach der Uniform fand ich Anstellung bei einem der größten Kantine-Betreiber des Landes. Seither weiß ich über die

Nahrungskette Bescheid, will mich aber kurzfassen, nicht weil mein Wissen inzwischen weit herum bekannt oder überholt wäre, sondern weil das alles weit hinter mir liegt. Aber sei's drum: In Töpfen wird gekocht, in Wannen warmgehalten, das Fertiggestellte kommt auf Teller, das Nichtverzehrte wird in Kübel gekippt. Ich lieferte frische Ware an und nahm die gefüllten Kübel mit. Nachdem ich das Unverbrauchte via Hebebühne und Gabelstapler abgesetzt hatte, leerte ich die vollen Kübel des Ungenutzten in einen größeren Kübel um (der aber mit Manneskraft, einmal gefüllt, nicht mehr zu stemmen war). Diesen vollen Kübel hatte ich dann entweder an einen Ort zu bringen, wo der Inhalt erneut umgefüllt wurde, diesmal in Container, oder ich brachte die Reste direkt in die Verbrennungsanlage.

Der Skandal um die Entsorgung Abermillionen Tonnen an Lebensmitteln ruft noch immer kaum Reaktionen hervor. Einige glauben, die Abfälle menschlicher Fütterung würden dem Vieh vorgesetzt, den Schweinen oder vielleicht auch den Hühnern. Andere glauben nichts, machen sich in der Konsequenz auch keine Gedanken. Ich spreche es halt aus: All die Gewürze, all die Konservierungsstoffe, die einem solchen Brei beigemischt sind, lassen keine Weiterverwertung zu.

Beppo nickte nur, quittierte meine Ausführungen mit einer feinen Geste des Beiseitewischens. Was meine Herkunft anging, bohrte er zunächst nicht weiter nach, zog für mich aber das Fazit, dass ich das Kamel wohl hinter mir gelassen hätte.

Ich verstehe die Idee des Anfangens als eine Eingebung, ohne dass ich in der Lage wäre, deren Ursache zu benennen.

Das Wortspiel, das ich schon zu Fahrerzeiten pflegte – es hatte mich zwischen Kübeln und Containern am Leben erhalten –, gefiel auch Beppo. Die Regeln sind einfach: Man wählt drei Wörter und setzt sie hernach in allen sechs möglichen Kombinationen im Kopf zusammen. Inzwischen existieren mehrere tausend dieser Kombis.

Erfunden hatte ich das Spiel auf einer dieser immergleichen Fahrten, während derer man irgendwann jeden Gully kennt und einzig die Baustellen noch für Abwechslung sorgen. Ich setzte ein mit »TAG«, »WERK« und »TRAUM« (im Kopf benötigte ich die Buchstaben nicht, aber ich begann früh mit den Aufzeichnungen meiner innerweltlichen Abenteuer).

Bei meinem Erstling moduliert sich TAGWERKTRAUM hin zu TRAUMWERKTAG. Auch die vier Zwischenstationen lassen sich sehen:

TAGWERKTRAUM
TRAUMTAGWERK
WERKTRAUMTAG
TAGTRAUMWERK
WERKTAGTRAUM
TRAUMWERKTAG

Ich hatte gleich in der ersten Runde eine der seltenen Ausnahmen gefunden, bei denen alles passt. Klasse, oder? Tage, die sich schwierig anfühlen, beginne ich noch heute damit, manriere leise vor mich hin, um Sinn zu stiften, um in Gang zu kommen.

Du kannst keine demente Frau an ihrer Gehhilfe morgens durch den Park begleiten, wenn du nicht bei dir bist. Im Laufe der Jahre kristallisierte sich für jede meiner Tätigkeiten die